

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

Deutschen Rundschau

Nr. 138

Bydgoszcz, 20. Juni Bromberg

1939

Sensationsprozeß Casilla.

Roman von Hans Fossendorf.

Urheberschutz für (Copyright by)

Verlag Knorr und Hirth, München, 1939.

(5. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Staatsanwalt Adams, ein Streber mit politischem Ehrgeiz, hatte für seine Karriere große Hoffnungen auf diesen Prozeß gesetzt. Die Voruntersuchung, soweit er sie verfolgen konnte, hat diese Hoffnungen schon herabgemindert. Nun geht er an das Studium der Polizeiakten, vernimmt selbst den Angeklagten und die Hauptbelastungszeugen — und sein Mißbehagen wächst.

Eines Abends, als ihn seine Frau beim Essen nach dem Grunde seiner schlechten Laune fragt, gesteht er mit hemmungsloser Offenheit:

„Dieser als unerhörte Sensation angekündigte Prozeß dürfte die einfachste, also langweiligste Sache von der Welt werden und mir gar keine Möglichkeit bieten, mich auszuzeichnen.“

„Du meinst doch nicht etwa, daß Roland freigesprochen werden könnte?“ fragte Edith Adams überrascht.

„Im Gegenteil! Im Handumdrehen wird er verurteilt sein. Meine Aufgabe ist zu leicht, also ganz uninteressant, denn Rolands Verteidiger, dieser John Salvini, ist ein naiver Grünshabel. Ausgerechnet einen solchen Gegner muß ich bekommen! Und ich hatte gehofft, einem Verteidiger von Format gegenüberzutreten! — In wochenlangen Kämpfen den Geschworenen ein „schuldig“ abzurufen . . .!“

„Na, na na!“ dämpft Edith, ein spöttisches Lächeln auf den Lippen, den Eifer ihres Gatten. „Vielleicht ist es besser für dich, einen Grünshabel wie Salvini als Gegner zu haben, als eine solche Kanone wie . . .“

„Sprich den Namen nicht aus!“ fährt Adams auf. „Das ist kein Anwalt mehr, sondern ein gemeingefährlicher Taschenspieler, dem man endlich sein teuflisches Handwerk legen sollte!“

Er meint einen berühmten Strafverteidiger, der ihm die beiden großen Niederlagen seines Lebens bereitet — ihm zwei Verbrecher entrispen hat, deren Freisprechung kein Jurist und kein Laie je für möglich gehalten. Der eine Fall liegt vier, der andere zwei Jahre zurück.

*

Für Sylvia Casilla ist die Ergreifung des Kidnappers und Mörders ihrer Stieftochter von Anfang an keine reine Freude gewesen. Gewiß, es ist nicht übel, daß nun die längst vergessenen Filme Binnies wieder laufen und ihr hohe Einnahmen bringen. Aber lieber wäre es ihr doch gewesen, wenn dieser Peter Roland nie wieder aufgetaucht wäre. Sie hat ja die freie Verfügung über die Zinsen der einst von Binnie verdienten Millionen; und die Freigabe der Vermögenssubstanz wäre auch bald erfolgt — spätestens in einem Jahr. Sie hätte also bis an ihr Lebensende

herrlich und in Freuden und unbelästigt leben können. Aber nun . . . Wer weiß, was dieser tückische Verbrecher bei dem Prozeß gegen sie vorbringen wird! Und ihr Gewissen ist alles andere als sauber.

Je näher die Hauptverhandlung rückt, desto nervöser wird Mrs. Sylvia Casilla. Sie schläft bereits schlecht, liegt in den Nächten stundenlang wach und steht beunruhigende Zukunftsbilder vor sich. Bei den Verhören der Voruntersuchung hat man ihr allerlei versängliche Fragen gestellt, und die vorsichtig eingezogenen Erkundigungen über John Salvini sind nicht gerade beruhigend ausgefallen: dieser von Peter Roland mit seiner Verteidigung betraute Anwalt soll ein ganz ausgekochter Junge sein.

Sylvia faßt endlich einen Entschluß: Sie schreibt an ihren Butler James nach San Franzisko, er solle die Diensthoten entlassen, die Wohnung abschließen und sofort nach Newyork kommen. — Drei Tage später erhält sie ein Telegramm, das ihr Tag und Stunde der Ankunft dieses Getreuen meldet.

Pünktlich ist Sylvia auf dem Bahnhof, aber sie spricht den dem Zug entstehenden James nicht an, sondern gibt ihm nur einen verstohlenen Wink mit den Augen. James versteht sofort, daß sie fürchtet, beobachtet zu werden. Er läßt sein Gepäck im Depot und folgt Sylvia bis zu einer kleinen Bar, wo man unbelauscht sprechen kann.

Sylvia berichtet von den bisherigen Verhören, von ihren Befürchtungen und schließt: „Sie müssen unbedingt und mit allen Mitteln herausbekommen, was Rolands Verteidiger, Mister John Salvini, gegen mich zusammenbraut.“

Ja James erwacht der alte Gangster. „Ich bin zu allem bereit, Mrs. Casilla, aber ich stelle die Bedingung: ich darf auf keinen Fall als Zeuge in dem Prozeß in Erscheinung treten.“

„Natürlich nicht“, stimmt Sylvia zu. „Wer sollte auch an Ihren Aussagen interessiert sein? Und falls man doch nach Ihnen fragen sollte, werde ich sagen, daß ich Sie, wie mein ganzes Hauspersonal, entlassen habe und Ihren jetzigen Aufenthalt nicht kenne.“ —

James Samyn hat allen Grund, vorsichtig zu sein, denn die Polizei in Chicago hat noch eine Rechnung mit ihm zu regeln. In den Jahren der Prohibition war er dort Chef einer gefährlichen Schmugglerbande. Er hat damals viel Geld verdient, aber ebensoviel ausgegeben. Die Aufhebung der Prohibition hat dann sein „blühendes Geschäft“ vernichtet. Der Verhaftung ist er um ein Haar entgangen und nach San Franzisko entwischt. Dort hat er durch Zufall und unter der Maske des feinen Mannes die Bekanntschaft der reichen Mrs. Sylvia Casilla gemacht und sofort den Plan gefaßt, sie um einen Teil ihres Vermögens zu erleichtern. Doch Sylvia ist nicht in die Falle gegangen. Und da man sich im Laufe der Wochen recht gut angefreundet hat, ist man zu einem Kompromiß gekommen: Sylvia hat James Samyn als Butler für ihren Haushalt engagiert. Bald ist er zu ihrem Vertrauten, vielleicht sogar zu ihrem Liebhaber aufgerückt. Er führt ein üppiges und

bequemes Ueber, so daß es ihn eigentlich nicht mehr ge-
lähmt, sich in neue Gefahren zu stürzen; der alte Gangster
hat sich zur Ruhe gesetzt. Aber der Gedanke, einmal
wieder für ein paar Wochen aktiv zu werden, ist nicht ohne
Reiz für ihn. —

Schon nach einigen Tagen erhält Sylvia von James
einen Brief, der sie zu einem neuen Rendezvous bestellt.

„Ich habe eine wichtige und gar nicht sehr angenehme
Entdeckung gemacht“, berichtet James. „Ich habe also in
Stockford Salvini sofort unter Beobachtung genommen. Er
ist in den letzten vier Tagen zweimal mit dem Abendzug
nach Newyork gereist, und ich bin ihm gefolgt. Beide Male
hat er sich direkt in die Privatwohnung von Leon Vande-
grift begeben!“

„Leon Vandegrift? — Wer ist das?“ fragt Sylvia ver-
ständnislos.

„Sie kennen den Namen nicht? Das wundert mich. Er
ist der raffinierteste Strafverteidiger der Vereinigten
Staaten. Vor vier Jahren hat er einen meiner intimsten
Freunde verteidigt, dem der elektrische Stuhl so sicher war
wie . . .“ James bricht ab. Er fühlt, er hat im Eifer
etwas zuviel gesagt. — „Na, kurz und gut“, fährt er fort,
„zum Schluß war der Angeklagte ein Engel und wurde
freigesprochen, während alle Zeugen, die ihn belastet hatten,
beschimpft, entehrt, bedroht dastanden — in ihrer Existenz
vernichtet, und . . .“

„Hören Sie mit diesen schrecklichen Geschichten auf und
kommen Sie zur Sache, James!“ drängt Sylvia, sehr
nervös geworden. „Was hat dieser Vandegrift hier zu
tun?“

„Ich nehme an, daß er der Mann ist, der die Vor-
bereitung der Verteidigung leitet und daß ihm Salvini
nur als Strohmann dient.“

„Und weshalb, meinen Sie, will er im Hintergrund
bleiben?“

„Das kann ich nicht beurteilen. Jedenfalls habe ich be-
schlossen, vorläufig in Newyork zu bleiben und Vandegrift
unter Beobachtung zu nehmen. Sobald ich etwas Neues
erfahre, erhalten Sie Nachricht. — Übrigens brauche ich
etwas Geld. Tausend Dollar genügen vorläufig.“

Ohne Widerspruch zieht Sylvia ihr Scheidbuch aus der
Tasche.

„Ich glaube, Sie geben es mir besser in bar“, meint
James Samyn.

Sylvia gibt sich einen Klaps gegen die Stirn. „Natür-
lich, natürlich! — Man macht in der Aufregung zu leicht
solche kleinen Dummheiten.“ —

Am 6. Juni ist Jessie Vandegrift in dem Städtchen
Concepcion, im Norden der Republik Paraguay, ein-
getroffen. Am folgenden Tage hat sie zwei Indianer als
Diener engagiert und zwei Maultiere gekauft, eines zum
Reiten, das andere zum Tragen ihres Gepäcks und des
Proviants. Dann hat sie ein Telegramm an ihren Vater
nach Newyork aufgegeben, natürlich in Vandegrifts Ge-
heimcode abgefaßt. Die Übersetzung lautet:

Gesund in Concepcion eingetroffen. Morgen Auf-
bruch nach Rancho Paraiso. Reise dauert zehn Tage.
Ich sende dann sofort Voten zurück nach Concepcion, um
Rabel an Dich aufzugeben. Du kannst also entscheidende
Auskunft nicht vor drei Wochen haben. Vote wird in
Concepcion Dein Rückabel mit Instruktionen für mich
erwarten. Adresse: Concepcion — Paraguay — poste
 restante. Jessie.

Diese für eine junge Dame etwas abenteuerliche
Expedition durch Wald und Steppe im Innern Süd-
amerikas hat für Jessie Vandegrift nichts Ungewohntes,
denn sie hat ihren Vater schon auf drei Jagdexpeditionen
begleitet. Der Weg ist kaum zu verfehlen, denn sie hat eine
von der Regierung herausgegebene Landkarte bei sich —
keine einwandfreie kartographische Leistung, aber in diesem
an Wegen armen Land immerhin genügend.

Je weiter man sich von dem Paraguay-Strom entfernt,
desto seltener werden menschliche Ansiedlungen. Es gibt
lange öde Strecken, in denen kein menschliches Wesen
haust. In den wenigen Niederlassungen, die man berührt,
sind fast nur Indianer anzutreffen, die aber nichts von

dem wilden und kriegerischen Aussehen der indianischen
Romanhelden haben. Es sind faule, stumpfsinnige und
schwächliche Kerle, die Jessie und ihren zwei Begleitern
kaum Beachtung schenken.

Am Abend des achten Tages ist der Fuß der Hügel-
kette erreicht. Vom nächsten Tage an geht es dauernd berg-
auf. Der Pfad, dem man folgt, ist zweifellos der, welcher
auf die brasilianische Grenze zu führt und an dem, nach
Peter Rolands Behauptung, sein Rancho liegen soll.

Die Vegetation wird immer üppiger, die Luft verliert
die drückende Feuchtigkeit, kristallklare Gebirgsbäche bieten
den lang entbehrten kühlen Trunk, die Natur ist von Wild
und von Vögeln belebt, aber Menschen scheint es hier nicht
mehr zu geben.

Am zehnten Tage, gegen Mittag, trifft man mitten im
Walde wieder auf einen Menschen, einen Indianer. Der
Mann hat sich nach getaner Arbeit, dem Aufstellen einer
sinnreich konstruierten Tierfalle, zu einem Schläfchen aus-
gestreckt. Da weckt ihn das Schnaufen der Maultiere. Er
springt auf und starrt verblüfft auf die Fremden. Dann
macht er kehrt und rennt davon.

Die kleine Karavane setzt ihren Marsch fort. Nach
einer Viertelstunde schimmert es hell durch die Stämme,
und dann tritt man aus dem dichten Wald auf eine Licht-
ung. Sanft aufsteigend breitet sich eine üppige Gras-
fläche, auf der eine Kuhherde weidet. Am oberen Rand der
Lichtung liegen mehrere niedrige Gebäude. Das eine, im
Vordergrund ist blendend weiß gefasst, und die Fenster sind
mit bunten Strohvorhängen versehen. Fast die ganze
Vorderseite entlang läuft eine breite Terrasse, auf der ein
großer Tisch und zwei Liegestühle zu erkennen sind.

Über die Wiese schreiten zwei Männer den Ankomen-
den entgegen. Der erste trägt ein Gewehr über der
Schulter, der zweite, mit einer Art Keule bewaffnet, hält
sich ein paar Schritte hinter ihm; es ist der Indianer, den
das Auftauchen der Fremden so erschreckt hat.

Endlich ist man nur noch zehn Schritte voneinander
entfernt. Zu Jessies Überraschung bleibt der junge Mann
jetzt stehen, nimmt sein Gewehr von der Schulter und hält
es nun auf eine Art in beiden Händen, als sei er auf einen
Angriff gefaßt.

Jessie hat ihr Maultier angehalten und mustert den
Jüngling bewundernd. Er ist kaum älter als siebzehn
Jahre und von außergewöhnlicher Schönheit — groß und
schlank, in den Hüften schmal und in den Schultern breit.
Seine dunkelbraunen Haare sind leicht gelockt, seine großen
dunklen Augen haben einen sonderbaren Ausdruck, ein Ge-
misch von Melancholie und Wildheit. Nase und Mund sind
von vollendetem Schnitt. Seine Gesichtshaut ist sonnen-
gebräunt und unterscheidet sich kaum von der Farbe der
Indianer. —

Ein Weichen mustern sich die beiden regungslos. Dann
springt Jessie von ihrem Maultier und geht auf den Jüng-
ling zu, bleibt aber vor seiner halt gebietenden Geste gleich
wieder stehen.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie hier?“ fragt der
Jüngling auf spanisch. Seine helle schmetternde Stimme
klingt nicht gerade freundlich.

„Kann ich englisch mit Ihnen sprechen?“ fragt Jessie
zurück.

Keine Antwort.

„Sind Sie Señor Carlos de Ryder?“

Keine Antwort.

„Ist dies der Rancho Paraiso?“

Keine Antwort.

„Ist dies die Besitzung von Señor José Fajardo —
alias Peter Roland?“

Jessie bemerkt, daß der Jüngling bei Nennung dieses
Namens zittert. Aber das dauert nur eine Sekunde.
Dann umspielt ein Lächeln seinen schönen Mund. Er hängt
sein Gewehr wieder über die Schulter und geht mit aus-
gestreckter Hand auf Jessie zu. Doch im letzten Augenblick
ergreift er nicht die ihm entgegenkommende Rechte Jessies,
sondern reißt ihr blitzschnell das Gewehr von der Schulter,
um sich dann sofort mit einem für Jessie unverständlichen
Ausruf auf ihre beiden Diener zu stürzen.

Er hat offenbar den beiden Indianern ihre Waffen ab-
gefordert, denn sie weichen zurück und umklammern ihre

Gewehre. Eine wichtige Maulschelle trifft die Wange des elnen Indianers, und sofort liefert er sein Gewehr aus. Beim zweiten genügt schon ein Handheben.

Nun hat er auf jeder Achsel zwei Gewehre hängen. Alles ist so schnell gegangen, daß Jesse nicht einmal dazu gekommen ist, zu protestieren. Und nun spricht der Jüngling mit einmal auch englisch:

„Sie sind Amerikanerin? Natürlich Polizeispizel? He?“

„Nein, ganz im Gegenteil“, versichert Jesse ohne jede Erregung in der Stimme. „Ich bringe wichtige Nachrichten über Peter . . . über Señor Fajardo. Ich komme als Freund und nicht als Feind.“

„Wenn Sie jetzt gelogen haben, wird es Sie das Leben kosten“, erwidert Carlos de Ryder. „In dem Augenblick, in dem hier Polizei austaucht, werden Sie erschossen, — Bitte, kommen Sie ins Haus. Sie werden müde und hungrig sein.“ (Fortsetzung folgt.)

Der Schrittmacher.

Eine heitere Geschichte von Heinrich Heinenberg.

Die drei vornehmen Herren saßen wieder einmal beim Abirunk nach einer erfolgreichen Sauhas beisammen. Das war auch in diesem Winter eine rechte Plage mit den Wildsauern, die mit dem Schnee aus den Eiswäldern herab ins Borland gekommen waren, wo der Hunger sie allnächtlich bis an die Rübenmieten vor den Dörfern trieb. Die Hunde hatten einen schweren Tag hinter sich und jetzt flegelten sie sich müde und abgekämpft draußen in der Leutefläche um den offenen Kamin.

In der Herrenstube ging die Unterhaltung um die Geschchnisse dieses Jagdtages und blieb zuletzt an den Hunden hängen, denen der größere Teil der heutigen Jagderfolge zu verdanken war. Der rote Maubacher, der an den letzten Berghängen des Ruhrtales wuchs, hatte seine Aufgabe des Wiederauftauens der kältesteisen Gliedmaßen längst erfüllt. Aber die Herren tranken wacker weiter und waren so allmählich in jenen Zustand munterer Unternehmungslust hineingeraten, in dem der junge Graf v. Nesselrode Gott und die halbe Welt zu einer seiner ausgefallenen Wetten herauszufordern liebte.

Diesmal war es ihm gelungen, sogar den gestrengen Vogt Trimborn von Nideggen in eine Wette zu verstricken. Die ging um die Schnelligkeit ihrer Hunde, und nach einigem Hin und Her über die beste Art, wie die geschwindesten Tiere festzustellen seien, war man übereingekommen, ein jeder möge seine drei stärksten und schnellsten Hunde vor einen leichten Schritten spannen und sie so auf einer bestimmten Strecke die Behendigkeit ihrer Beine und die Ausdauer ihrer Lungen dartun lassen.

Der Baron v. Kolff, der drunten im Ruhrtal auf seiner behäbigen Wasserburg saß, sollte das Schrittenrennen als Schiedsrichter hoch zu Fuß begleiten. Er war zunächst zwar ein wenig erstaut ob der Bereitwilligkeit, mit der der vorsichtige Vogt Trimborn sich zu einer solchen Wette mit dem jungen Wagemuth bereitfand. Aber als der Vogt dann bei der Festlegung der Rennstrecke hartnäckig darauf bestand, daß dafür nur die Wollersheimer Heide in Frage kommen könne, weil weit und breit kein gleich ebenes Gelände zu finden sei, da wurde der Herr v. Kolff hellhörig. Und das noch mehr, als der Vogt sich nicht davon abbringen ließ, daß die Wettfahrt vom Zülpicher Münsterort zum Wollersheimer Klosterhof gehen müsse und nicht umgekehrt, wie der junge Graf Nesselrode vorgeschlagen hatte. Aber was hinter dieser unerwarteter Beteiligung des bedächtigen Vogts an einer solchen Wette und noch mehr hinter seinem eigensinnigen Festhalten an Verlauf und Ziel der Rennstrecke sich zu verbergen schien, konnte auch der Scharf sinn des Herrn v. Kolff nicht enträtseln.

So mußte denn der Stellmacher auf dem nesselrodischen Burghof zu Thum schleunigst zwei lange leichte Schritten aus zähem Espenholz zusammenbauen, während die beiden Partner dieses Wettrennens mit dem Sattler an der Herstellung des Ledergeschirrs für das Dreigespann der Hunde herumhantierten und die Hunde daran gewöhnten.

Als man dann schließlich nach Tagen unter dem keifenden Gebell der Hunde inmitten eines großen Bekanntenkreises vor dem roten Backsteinbau des Zülpicher Stadttores die Rennschritten bestieg, schien dem Anwesenden der Sieg des

Nesselroder Grafen eine ausgemachte Sache. Einmal weil seine Hunde an keiner jugendlichen Schlantheit weniger zu ziehen hatten als das andere Gespann an der schon etwas fülligen Rundlichkeit des Vogtes. Und dann, weil er den einen Hund als Reittier vor das Doppelgespann der beiden anderen gespannt hatte, während die drei Jügiere des Gegners in einer breiten Front vor dem Schlitten laufen sollten.

Wie dann der Vogt im letzten Augenblick auch noch einen Sack mit unbekanntem Inhalt vor sich auf den Schlitten nahm und damit die Last noch vergrößerte, schien dem Nesselroder das Rennen schon gewonnen. Das dachte auch der Herr v. Kolff, der nun mit seinem schnellsten Reitpferd neben den Schlitten durch den aufstrebenden Schnee trabte.

Der Nesselroder überließ dem Gegner die Führung. Er gedachte seine Tiere für den Endkampf zu schonen und nutzte daher die Spur aus, die der Schlitten des Vogtes vor ihm in dem weiten Schneefeld zog. Schnurgerade auf den Wollersheimer Kirchturm zu. Das war ein prächtiges Rennfeld, und die Hunde griffen wacker aus, so daß der berittene Troß der neugierigen Zuschauer weit zurückfiel. Aber auch der Vogt ließ seinem Gespann die Zügel locker und gab sich zunächst kaum Mühe darum, wenn er auch darauf bedacht war, daß der andere sich nicht unversehens an die Spitze setzte.

So ging der Wettkampf ein gut Stück über die Heide, die fast anderthalb Jahrtausend vorher der Schauplatz eines größeren und blutigeren Ringens gewesen war, wenn die alten Leute recht hatten: jener schicksalhaften Zülpicher Schlacht, in der der Frankenkönig Chlodwig die Alemannen niederzwang. Aber daran dachte wohl niemand, während die Schlitten über das weiße Blachfeld jagten und die Reiter weit zurückließen.

Wie die Gespanne so ziemlich den halben Weg hinter sich gebracht hatten und der niedrige Wollersheimer Kirchturm immer mehr aus der Bodensenkung des Dorfes emporstieg und der Rauch aus den Höfen im schwachen Westwind schon herüberstrich, trieb der Vogt jählings seine Hunde an. Die Plöchlichkeit dieses Vorstoßes vergrößerte für einen Augenblick seinen Vorsprung, und just in diesem Augenblick riß er den Sack zwischen seinen Beinen hervor und gab dessen Inhalt frei.

Der Baron v. Kolff, der mühsam hinter dem zweiten Schlitten galoppierte, sah von der Höhe seines Gauls herab einen halbwüchsigen Wolf aus dem Sack purzeln, sich im Schnee überschlagen, dann einen Augenblick in der Blendung der weißen Fläche verweilen und nach flüchtiger Umschau im Bogen an den Hunden vorbeisegen, um spornreichs mit eingekniffener Rute gen Wollersheim zu rennen, das jaulende Hundegespann hinter sich.

Der Schlitten des Vogts flog über den knisternden Schnee, rumpelte über Bodenwellen und Erdlöcher, immer dichtauf hinter dem geängstigten jungen Wolf, der seiner Heimot zujagte. Das war der Wollersheimer Klosterhof, bei dessen Förster Vogt Trimborn sich den jungen Wolf ausgelassen hatte. Hier wuchs er seit seinen ersten Lebenswochen heran, in denen der Förster den kleinen Burschen irgendwo im Walde aufgezüchtet hatte. Trotz der unverminderten Feindschaft der Hofsunde hatte das Tier, in dem die Erinnerung an die Freiheit der Wälder noch nicht wach geworden sein mochte, sich an den Klosterhof gewöhnt, dem es nun nach den hanger Stunden der Fesselung schleunigst zustrebte, um sich vor den Hunden in Sicherheit zu bringen.

Die letzten dem unfreiwilligen Schrittmacher mit jäh-aufflammender Jagogier nach, rissen den schwankenden Schlitten mit samt dem Vogt dem Dorf zu, immer ein paar Rosenlängen hinter dem jungen Wolf, der in dem süßhohen Schnee nicht die volle Geschwindigkeit seiner kurzen Räufe einhalten konnte. Bis die wilde Jagd endlich im Klosterhof zum Stehen kam, wo der Wolf sich in sein Loch unter der Freitreppe flüchtete, in das die angehirrten Hunde ihm nicht folgen konnten. Sie jaulten und heulten noch vor der Treppe, als mit einigem Abstand auch der junge Nesselrode in den Klosterhof hineinrauste und dahinter auch der Freiherr v. Kolff seinen Gaul zum Stehen brachte.

Das Gelächter war riesengroß, mit dem die Niederlage des verwegenen Herausforderers begrüßt wurde. Aber nachher, als d. i. Küfermeister in der Remenote der Abtiffin den selbstgebauten Wein anreichte, konnte der Vogt es sich nicht verkneifen, seinem Widerspart ein Spruchlein anzustellen: „Die langen Beine schaffen es auch nicht, wenn der Verstand etwas kurz geraten ist.“ Sprach und steckte die Nase tief ins Weinglas.

Die ältesten Architekten der Welt.

Von Dr. Heinrich Frieling.

Gewaltig und groß sind die ägyptischen Pyramiden, nach kosmischen Gesetzen und Maßstäben ausgerichtet, mit ungeheurem Aufwand an Menschen und Material erbaut. Erhaben schön sind die gotischen Dome mit ihrer Vergeistigung des Steins und ihrem Streben zum Himmel. Technische Meisterleistungen aus Beton und Stahl sind die ragenden Wolkenkratzer als Zeugen hemmungslosen Geschäftsgelüsts und — der Not. Gewaltiger aber und größer sind die jahrmillionenalten Bauten der Termiten.

Nur ameisenartig sind diese kleinen Baumeister, und doch überragen ihre Hochbauten sie um eben so viel wie uns die mächtigsten Gipfel der heimischen Alpen überragen, unter denen wir zwerghaft erscheinen. Gleichwohl sind die pyramiden- oder säulenförmigen Burgen der Termiten Stück für Stück aufgebaut. Sandkörnerchen neben Sandkörnerchen, Erdklümpchen an Erdklümpchen sind gefügt.

Winzige Termitenarbeiter sind in feuchte Schächte gestiegen, haben nasse Lehmbrocken in die Mandibeln genommen, das Ganze ordentlich eingespeichelt und kneten nun die Zementwurst an die Stelle, wo ein Loch in den betonharten Bau geschlagen wurde. Erst zwar zeigen sich nur die zangenbewehrten „Soldaten“, wenn wir dem Termitenhäusen eine Wunde beifügen. Sie strömen heran wie die weißen Blutkörperchen in die Wundstelle, um sie vor feindlichen Angriffen (Bakterien) zu schützen. Haben sich die Soldaten aufgepflanzt, so kann das Werk sofort beginnen: Arbeiter (ebenfalls nicht geschlechtsreife Termiten wie die Soldaten) wimmeln herbei und bauen und bauen. Ach, sie wölben sogar zierliche Vögel! Sie kennen das Geheimnis der freien Wölbung, um das sich der Mensch jahrhundertlang bemühte.

Das alles ist schon wunderbar. Aber was sollen wir erst dazu sagen, daß die Termiten ihre Pfeiler auch dann gleichsinnig gegenüberstehend errichten, wenn man zwischen sie eine Stahlplatte bringt, die jede Verständigung der Tiere untereinander ausschließt? Hüben und drüben wölben sich die Pfeiler entgegen — auf die Platte zu. Und wenn man diese wieder wegnimmt, passen die Baustellen wunderbar aufeinander, als hätten die Arbeiter einen Plan im Kopf, nach dem sie schaffen oder einen Bauführer dessen Weisungen sie befolgten. Man hat früher geglaubt, daß die bei jedem Bau herumstehenden Soldaten jene Weisungen gäben, aber es ließ sich neuerdings feststellen, daß es auch ohne diese Köpfe geht, die vielmehr nur des Schutzes halber aufgepflanzt zu sein scheinen. Im übrigen — ja, es klingt nun alles noch sonderbarer — sind die Arbeiter wie auch die Soldaten blind! Niemals sahen sie das Wunder, das sie errichteten, niemals konnten sie sich nach Augenmaß behelfen. In blindem Drang vollführten sie seit Jahrtausenden ihre Mission beim Bau, bei der Jungenaufzucht und vor allem bei der Bedienung des Königspaares in der Herrscherzelle, tief im Bau, von sicherem Instinkt geleitet.

Ja, diese Königszelle mit ihrem glattgewalzten Boden und der schön gewölbten Decke, dieser kleine Saal, zu dem Tausende von Gängen führen und an den sich die Pilzgärten und Brutkammern anschließen, ist das eigentliche Hirn des ganzen Staates. Unheimlich ist der Leib der Königin aufgebläht, sie ist dreißigmal so groß wie ein Arbeiter und auch noch viel mächtiger als der König, der sich beinahe schon an ihrer Seite herumdrückt. Aber was ist auch ihre Königinwürde? Sie ist zur Eierfabrik geworden, die alle zwei Sekunden ein Ei liefert, das von bereitstehenden Arbeiterscharen weggetragen wird. Auch auf ihrem unheimlich dicken Körper wimmeln die Arbeiter herum wie die Anstreicher auf der Außenwand eines Dzeanriesen. Sie zupfen der Königin Hautstückchen heraus und scheinen sich an den Säften, die sie absondert, göttlich zu tun.

Nimmt man diese Königin aus dem Nest, dann stockt der ganze riesige Betrieb. Wie eine Marmbotschaft scheint es durch den mächtigen Hofstaat zu tuscheln und zu raunen: die Königin ist tot! Und wenn es nicht gelingt, eine Ersatzkönigin aufzutreiben, dann mag es geschehen, daß der ganze Staat zugrunde geht. Es ist wie in einem Organismus: fehlt das Gehirn, so können auch die niederen Funktionen der Verdauung und Atmung nicht mehr erhalten bleiben, dann gerät alles ins Stocken.

Vielleicht ist gerade jener Vergleich mit dem Organismus der einzig sinnigste, der uns allein Aufschluß über das Wunder der Ordnung im Termitenstaat geben kann. Denn auch hier wissen die Organe nichts voneinander und wachsen doch so, wie sie wachsen müssen. Auch hier ist der Teil nur fürs Ganze da. Ist das Wunder des Instinkts nicht dasselbe wie das des Sichtenwickelns der Organe im Körper? Wie zielstrebig scheint uns die Anlage eines Auges bis zur Vollendung dieses Wunderbaus hinzuarbeiten, ohne daß eine einzelne bauende Zelle Bewußtsein ihrer Tätigkeit hat, ohne daß eine von diesen Zellen einen Befehl übernimmt. Die vernünftige Ordnung liegt hier nicht im einzelnen begründet, sondern nur im Ganzen, dem sich die Teile zu fügen haben.

Bunte Chronik

Der Mann ohne Vornamen.

Amerika betrauert den Tod zweier seltsamer Mitbürger. Auf dem Grabstein eines Arztes aus Chicago wird schlicht und einfach die Inschrift stehen „Dr. Gatewood“, denn der Verstorbenen hat keinen Vornamen besessen aus dem einfachen Grunde, weil er keinen Namen finden konnte, der ihm gefiel. Als er vor 51 Jahren in Stockport Ohio geboren wurde, stritten sich seine Eltern wochenlang über die Auswahl eines Vornamens, der beiden Eltern teils gefiel. Man einigte sich schließlich dahin, daß der Sohn, wenn er erwachsen war, selbst die Wahl treffen sollte. Das schwierigere Problem ist jedoch niemals gelöst worden und Dr. Gatewood ist ohne Vornamen aus diesem Leben geschieden.

Noch seltsamer ist die Geschichte des William Perry, der im Altersheim von Audubon im Staate Iowa im gesegneten Alter von 86 Jahren gestorben ist. Er war zu Lebzeiten weit und breit als der „stumme Bill von Audubon“ berühmt, denn seit Menschengedenken ist kein Wort über seine Zunge gekommen. Vor 50 Jahren war Bill mit einem hübschen jungen Mädchen verlobt. Als der Hochzeitstag kam, wartete der junge Mann jedoch in der Kirche vergeblich auf seine Braut. Sie hatte ihren Sinn geändert und dem jungen Mann vor dem Traualtar den Laufpaß gegeben. Bill gelobte damals, niemals ein Wort zu sprechen, bis seine Braut zu ihm zurückkehre. Auf die reumütige Rückkehr hat er bis zu seinem Tode vergeblich gewartet. Sein Gelübde aber hat er gehalten.

Lustige Ecke



Berstreutheit.

Zakład graficzny i miejsce odbioru, wydawca i miejsce wydania:
Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 18

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hejka.

Zarządzający zakładem graficznym:

Hermann Dittmann, Bydgoszcz.